

Leseprobe aus:

**Mathias Gatza**

# Der Schatten der Tiere



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Vor einigen Tagen haben sie Braun gefunden. Ich habe augenblicklich gewusst, dass es sich um Braun handelt. Das Gesicht sei nicht mehr zu erkennen gewesen, nicht einmal seine Mutter habe ihn noch identifizieren wollen, der blanke Hass habe gegen ihn gewütet. Ich schalte das Radio ab und verlasse die Wohnung.

Silvester war in diesem Jahr regnerisch, in der Nacht kam starker Frost auf, Raketenhölzer, Sprengkapseln und Scherben liegen festgefroren und wie glasiert auf den Gehwegen, und ich stolpere über schwächliche Wörter in das beginnende Jahr. Der Himmel wirkt ausgestorben, was in Berlin und sowieso nichts bedeuten muss.

Das Internetcafé wird feiertags so früh ausschließlich von jungen chinesischen Männern belagert, die sich im Welthandel aufwärmen oder Einzelkindheimweh haben. Im Netz finde ich über Braun nichts. Auch die Zeitungen am Bahnhofskiosk bleiben beim Durchblättern verschwiegen. Aus Norwegen gibt es bloß die *Aftenposten*. Ich versuche mühevoll, sie zu entziffern, bis der inzwischen recht schlecht gelaunte Zeitungshändler seinen Silvesterkater an mir auslässt: Das hier sei doch keine Präsenzbibliothek, schimpft er; der Tremorstudent hat seine beste Zeit auch schon lange hinter sich.

Nach Norwegen, wo sie Braun vor wenigen Tagen bestialisch zugerichtet aufgefunden haben, war er gegangen, weil er wohl gehofft hatte, der Trinkerei noch einmal entkommen zu können, jedenfalls hatte ich ihn dort das erste Mal nüchtern erlebt. Von seinen Wahnideen wurde er auch in diesem Zustand

nicht im Stich gelassen, im Gegenteil, sie waren am Vuottasjávri-See gestochen scharf. In dem Jahr, das er in der Nähe von Kautokeino verbrachte, lernte er kein Wort Norwegisch oder Samisch, und in seiner Muttersprache sprach er ausschließlich mit sich selbst. Er war ängstlich, hätte das aber niemals zugegeben. Das rotgestrichene Holzhaus verließ er nur selten, da er fürchtete, Bären zu begegnen, die es in dieser Gegend gar nicht gibt. Meine Erinnerung an die Wochen in Norwegen ist überlagert von Hunger und daher ein wenig ungenau: Er aß Flatbrød mit Bringebærmarmelade, sonst hatte er nichts im Haus. Gekauft hatte dieses Holzhaus sein Großvater, nachdem dessen Armee den Krieg, an dem er als Physiker beteiligt gewesen war – schweres Wasser benötigten damals alle –, verloren hatte, selber bewohnt hatte er es jedoch nie. Als ich dort war, schneite es unentwegt, und Braun und ich konnten das nächste Dorf nicht mehr erreichen.

Ich friere und beschließe, in die Kantine des DIN-Amtes zu gehen. Seit ich in einer kleinen Wohnung gegenüber dem Elefantentor wohne, gehe ich dort täglich essen. Am Neujahrstag ist das Amt leider nicht geöffnet, und ich wechsele enttäuscht in das preiswerte Restaurant des Sylter Hofes, das einer Kantine täuschend echt nachempfunden ist.

Nach dem schlimmen Essen die schlimmere Lust zu rauchen. Ich habe es vor einigen Monaten aufgegeben, die Nikotinkaugummis liegen in der Wohnung, und ich suche eine geöffnete Apotheke, um die zwölf Stockwerke nicht hochsteigen zu müssen, vor Fahrstühlen habe ich Angst. Glücklicherweise hat die Apotheke in meiner Straße heute Notdienst. Frau Mäkäpököi kennt mich und gibt mir wortlos eine Packung Nicorette: Sie ist eine sehr strenge Frau, die niemals lacht, schon bei meinem ersten Besuch sah ich ihr an, dass sie ohne diese Strenge in mehrere Teile auseinanderfallen würde. Ihr Leben verbraucht sie, wie so viele, mit der Pflege eines Trinkers. Ich weiß das, und

sie weiß, dass ich es weiß. Daher behandelt sie mich mit unerbittlicher Einsilbigkeit, ich vermute, Frauen wie sie leben ihre Leidenschaften lieber verborgen aus. Ihr Geheimnis habe ich keineswegs deshalb erraten, weil ich davon ausgehe, dass alle Finnen trinken, sondern weil sie einen Make-up-Fehler begeht. Sie schminkt sich einen Teint, wie er nur nach schweren Leberschäden vorkommt, gelbbraun und bleich, eine absonderlich liebevolle Art der Mimikry. Ich wünsche ihr ein frohes neues Jahr, und sie warnt mich vor dem Glatteis: Ich solle aufpassen, sonst werde es gleich mit einem Beinbruch beginnen.

Vor der Haustür meines Wohnblocks steht eine junge Frau im Schneetreiben und sucht die Klingelschilder Reihe für Reihe mit dicken Fäustlingen ab. Ich frage, ob ich ihr helfen kann. Sie nennt meinen Nachnamen. In der oberen, der zwölften Reihe, fehlen mehrere Klingelschilder. Ich habe vergessen, eines anzubringen, es ist mir nie aufgefallen, obgleich ich seit fast einem Jahr hier wohne. Nicht einmal meine Frau findet mich mehr, nachdem ich innerhalb des Hauses die Wohnung gewechselt habe, da die zwei Zimmer nicht mehr bezahlbar waren. Ich sehe sie seither nur noch, wenn ich sie vorher angerufen habe, was nicht selten geschieht. Sie ist fast immer für mich da, obwohl sie inzwischen Denmarcus kennengelernt hat.

«Wie dumm von mir, mein Mann hat mir die Lage der Hochhäuser eigentlich beschrieben. Doch mit genauen Beschreibungen ist das bei ihm so eine Sache gewesen. Ich dachte, es kann ja nicht so schwer sein, aber jetzt habe ich schon drei Häuser abgesehen, und seine Beschreibung passt auf jedes zweite hier.»

«Sind Sie zufällig Gerichtsvollzieherin?», frage ich sie, denn da kenne ich mich aus.

«Nein, nein, ich suche den einzigen Freund meines Mannes. Mein Mann hatte ja sonst keine Freunde, das ging bei ihm gar nicht richtig. Aber im Zoo hatte er einen Mann getroffen, von dem er vor seinem Tod häufiger geschrieben hat.»

Ich hatte mir H el ene größer vorgestellt, wahrscheinlich wegen Braun, der beinahe zwei Meter in die Welt ragte, ein dünnes Elend. Sie steckt in einem langen Daunenmantel, aus dem Stiefel herauschauen, die man einmal auf dem Mond und später in den siebziger Jahren getragen hat. Braun hatte mir nur einmal von ihr erzählt, doch hatten sie sich da wohl schon mehrere Jahre nicht mehr gesehen. Es fällt schwer, sich auszumalen, dass Braun, bevor er mit dem Trinken angefangen hat, neben dieser Frau Morgen für Morgen aufgewacht ist.

Sie wäre mir kaum im Gedächtnis geblieben, doch sagte er mir einmal, dass er, wenn er in der Erinnerung den rechten Zeitpunkt finden würde, vielleicht sogar die Veränderungen akzeptieren könnte, und das habe ich mir gemerkt, obgleich ich bis heute nicht verstehe, was damit wohl gemeint war. Dass Braun mich vor H el ene als Freund bezeichnet hat, erscheint mir nicht richtig.

Sie steht frierend vor mir und sagt, sie könne den Gedanken, allein zur Beerdigung ihres Mannes fahren zu müssen, denn wer interessiere sich nach den Jahren, die vergangen seien, noch für ihn, nur schwer ertragen.

Ich möchte H el ene nicht länger im Unklaren lassen und sage ihr, der, den sie suche, stehe vor ihr. So gestelzt kann man reden.

Wenn man die Nikotinkaugummis zu schnell kaut, zum Beispiel beim Reden, ergreift einen überfallartig Nikotinschwindel. Ich lehne mich an die Milchglasscheibe der Eingangstür. Meine Nachbarin, die blöde Kuh, die den ganzen Tag laut Quizsendungen sieht, scheint nicht nur taub zu sein, sondern auch blind. Sie reißt die Tür von innen auf, und ich verschwinde kurz aus dem Blickfeld von H el ene. Meine Brille sucht den maroden Betongussboden bis zu den Briefkästen kopflos ab und verletzt sich am Bügel. Ich bekomme sowieso schon lange keine Post mehr – bloß nicht darüber nachdenken, denke ich und setze die Brille wieder auf.

Hélène entschuldigt sich, sie habe mich nicht gleich erkannt und sich mich ganz anders vorgestellt; sie also auch.

In meinem Einzimmerappartement gibt es einen Sessel, einen Tisch, einen Stuhl, ein Bett, jeden Morgen dieselben Möbel mit Wiederholungszwang. Ich schlage Hélène deshalb vor, in den Zoo zu gehen. Wahrscheinlich ist es der einzige Ort, der in 150 Jahren, abgesehen vom Mai 1945, als die am Leben gebliebenen Tiere durch die Straßen liefen und bald darauf für die Aufräumarbeiten genutzt wurden, niemals geschlossen war, obgleich sogar die Schöpfungsgeschichte einen Ruhetag kennt.

Am Eingang nur wenige Mütter mit Buggys, vor allem Russinnen mit eingepackten Kleinkindern, die uns mit ihren kirgisischen Augen beobachten; mehrere mir vom Sehen bekannte alte Damen kaufen neue Jahreskarten, und ich bereue meinen Vorschlag, da natürlich auch meine abgelaufen ist. Der Preis einer Tageskarte entspricht dem geringen Tagesbudget, das mir meine Arbeit ermöglicht. Vielleicht kann ich den Besuch für einen Artikel mit dem Titel *Silvester der Zootiere* über von Feuerwerkskörpern angeschossene Fischreier oder aus dem Winterschlaf aufgestörte Murmeltiere nutzen, denn damit verdiene ich seit einigen Jahren mein Geld. Vor allem Kinder und alte Menschen beschäftigen sich mit Tieren und lesen meine Zoogeschichten, was ich immer als Hinweis darauf gewertet habe, dass an den beiden Enden der Lebenslinie eine besondere Nähe zu Tieren besteht. Dazwischen liegt die Zeit der Illusionen: Gerade wenn die Sexualität ihre Rechte einfordert, wähnt sich der Mensch am weitesten von den Tieren entfernt. Alte Menschen und Kinder, anderes bekommen die Tiere in ihren Käfigen kaum zu sehen, vielleicht noch Kinderschänder, wer weiß das schon.

Vor dem Schalter sage ich Hélène, dass ich nicht mehr jeden Tag in den Zoo gehe. «Das war vorbei, als Ihr Mann sich ent-

schloss, das Land zu verlassen. Man kann es ihm kaum verübeln, er wollte einfach anderswo ein mir unverständliches Leben führen.» Ich spreche ablenkend in einem gezwungenen, unechten Ton und blicke dabei eher die Kartenverkäuferin an, die nicht so recht weiß, was ich von ihr will. Also bezahlt Héléne beide Eintrittskarten.

Héléne erzählt, dass sie direkt aus Amsterdam kommt, wo sie seit zehn Jahren lebt. Ich antworte, dass ich diese Stadt zwar nicht kenne, sie den hiesigen Zoo aber sicher neomodisch finden wird, da der Amsterdamer nach Paris als der älteste der Welt gilt – dabei weiß ich, dass der in Antwerpen bedeutender ist und der Berliner Zoo seit 1870 die Spitzenstellung in Europa einnimmt usw. –, aber vielleicht ist es nicht der richtige Moment, einen Vortrag über die Geschichte der zoologischen Gärten Europas zu halten. Héléne stößt sich vom Geländer des Robbenbeckens ab, nachdem sie lange in das türkisfarbene Wasser geschaut hat. Die Robben haben sich senkrecht vor ihr aufgebaut und Hélénes die Wellen spiegelnden Augen ruhig fixiert, und sie geht einfach weiter, und ich ... ich kann ihr jetzt schlecht meine gewohnte Strecke aufzwingen. Wütend denke ich an die Wut, die an Braun ausgelassen wurde, dabei hatte er sich doch selber schon zur Genüge attackiert, beinahe glaube ich, die Wut sei deshalb gerecht gewesen, und ich sage zu Héléne – wir stehen gerade vor dem Eberschwein, einem der gefährdetsten und sicher hässlichsten Säugetiere der Welt (oder muss man sagen, des Kosmos?), einer kleinen grünäugigen Kreatur, deren Hauer den eigenen Schädel durchbohren –, dass es doch merkwürdig sei: Je weiter wir ins Innere schauten, desto ähnlicher würden die Lebewesen sich, selbst ein Anatom könne eine Schweineleber nur schwer von einer Menschenleber unterscheiden, und ob das auch für unsere Psyche gelte. Ich rede zu wenig mit anderen Menschen, sonst gelänge es, solche Ausrutscher zu vermeiden.

«Das sollten Sie Braun fragen», auch H el ene nennt ihn so ... Braun, als wäre das ein genereller Terminus, auf den wir uns geeinigt hätten, «er ist der Spezialist, wenn es darum geht, die Dinge zu vereinfachen und das Leben dadurch kompliziert zu machen; er war es ...»

Als ich mich wegdrehe, fasst sie mit der rechten Hand meinen Unterarm und schaut mir glanzlos in die Augen. Ich erkenne, dass sie vorhin geweint hat. Also doch keine gespiegelten Wellen.

«Er hat von Ihnen geschrieben wie von einem Bruder, manchmal habe ich Sie beneidet, doch wusste ich auch, dass er sich kaum geändert haben wird.»

Ihre Hand ist erstaunlich fest durch meinen Mantel und ihre F austlinge zu spüren.

«Er hat mich ja kaum je zu Wort kommen lassen», sage ich, «das war auch schon alles. Er interessierte mich ... nein, ich habe ihn gemocht.»

«Man musste ihn mögen, auch wenn er es einem oft schwer gemacht hat.»

Ihr Griff lockert sich, die Hand gleitet unbemerkt meinen Oberarm herauf, und mich unvermutet unterhakend, zieht H el ene mich weiter. Bei den wenigen Tieren, die bei diesem Wetter noch in den Au enangehegen sind, bleibt sie stehen und betrachtet sie lange schweigend, obgleich sie bibbernd friert. Ich schlage ihr vor, in ein Tierhaus zu gehen. Der wärmste Ort zu dieser Jahreszeit ist das Vogelhaus. Die Nashornv ogel benötigen nicht nur sehr warme Temperaturen, sondern auch eine hohe Luftfeuchtigkeit, meine Brille beschlägt, und ich bin für längere Zeit in Nebel getaucht. In der finsternen Schleuse zur Freiflughalle muss ich mich kurz an H el enes Ellenbogen festhalten. Unter dem Daunenmantel spüre ich, dass noch feinere Gewichte an ihr hängen, als ich gedacht habe. Wir sind die einzigen Besucher in der tropischen Freiflughalle, und das ist schön. H el ene spricht nur

noch wenig, auch das ist schön, was soll man reden, wenn einen bloß ein Toter verbindet. Einmal sagt sie, sie könne sich das alles gar nicht vorstellen, na ja.

Kondenswassertropfen lösen sich von den moosigen Hallenfenstern und zerspringen auf dem dunkelgrünen Blätterdach, im Winter herrscht Regenzeit im Vogelhaus. Ich setze mich auf einen Holzstamm, der, mürbe geworden von der Anstrengung, eine Bank hergeben zu müssen, knarrt. Die Sitzfläche ist feucht, Héléne legt daher nur ihren Daunenmantel neben mich auf die Bank und lehnt sich mit verschränkten Armen an eine gegenüberliegende Bambusbrüstung, die Stiefel scheinen auf den Holzplanken des Steges festgeklebt zu sein. Die Kontur ihres Gesichts schien vom Pelzrand der Kapuze sanft weichgezeichnet gewesen. Es ist weniger austauschbar, als ich befürchten musste. Die Augen sind grün, die äußeren Lidwinkel neigen sich, behutsam durch die Jochbeine von der Schwerkraft befreit, ein wenig nach oben, der Hals ist schmal, die Nase? Schwer zu sagen und daher bezaubernd. Sehr hübsche Nasen fallen nie auf. Jedenfalls hat sie ein schönes, kaum verspanntes oder vorlautes Gesicht, das manch einen durch die erst mit Verzögerung ins Bewusstsein dringende Sinnlichkeit der Lippen erschrecken könnte und also im Gedächtnis bleibt.

An Brauns Gesicht kann ich mich beinahe nicht mehr erinnern, obwohl es auffällig war, nur das weiß ich noch.

Ich frage Héléne, wie sie so früh von Brauns Tod erfahren hat.

«Ich bin immerhin seine Frau, das wissen Sie doch, schließlich wussten sogar Sie es schon aus dem Radio. Leider haben die deutschen Behörden aber zuerst seine Mutter aufgespürt. Ich wurde erst gestern angerufen.»

Dann also lieber die Frage, ob Braun jemals in Bolivien gewesen sei. Er hatte mir in Norwegen sein bolivianisches Tagebuch gegeben, in dem ich noch nicht gelesen habe, da mich Tagebücher langweilen und seine Schrift schwer zu entziffern ist.

«Ja, das heißt, wir waren zusammen in Bolivien, vor einiger Zeit, ich hatte ihn auf einer Konzertreise dort besucht. Braun war damals kaum auffindbar und hatte schon eine Weile nicht mehr gearbeitet. Es war das letzte Mal, dass wir uns gesehen haben, danach schrieb er mir nur noch, zu Verabredungen erschien er jedoch nie. Wegen seines Trinkens war ihm das nicht mehr möglich, und ich gewöhnte mich daran, einen Nachmittag im Jahr irgendwo auf der Welt eine feste Verabredung mit ihm zu haben, zu der er dann nicht gekommen ist.»

«Sie sind Musikerin?»

«Nicht mehr. Die Hand.»

Hélène nimmt mit der Rechten ihre linke Hand und wiegt sie wie ein pelziges, totes Tier.

Diese Bilder, die alles zudecken, denke ich, antrainierte Wortparaden, die nur in der Literatur vorkommen, niemals aber im Moment der Wahrnehmung, ich werde mich vor ihnen in Acht nehmen müssen. Dann denke ich, dass seine Geschichte schon in den einfachsten Punkten nicht stimmt, schwer auszumachen, wer gelogen hat, wahrscheinlich er.

«War Braun denn wirklich Mathematiker?»

«Nein, nein, oder vielleicht könnte man es doch so sagen; aber er war einer von der Sorte, die kaum eins und eins zusammenzählen können. Früher war er mal Professor für mathematische Logik, aber ich sagte Ihnen ja schon, die letzten Jahre hat er gar nichts mehr gemacht. Sie wissen vielleicht, dass er krank war, wenn er seine Medikamente nicht genommen hat. Die Medikamente haben sich schlecht mit dem Alkohol vertragen, und er hat daher lieber auf sie verzichtet.»

Hélène dreht mir den Rücken zu und beugt sich mit durchgestreckten Ellenbogen über die Bambusbrüstung. Sie schaut ins Wasser, schon wieder. Im stummen Gespräch mit den Riesenguamis, die als Lungenatmer an der Luft leben können, was ihr Verhängnis ist, da sie lebendig auf die Märkte Asiens transpor-

tiert werden können, vergeht die Zeit. Hélènes Rückgrat wird von den weinroten Linksmaschen ihres engen Wollpullovers genau nachgeformt, ein S im Taillebenbereich, die Schultern dagegen vollkommen waagrecht, also ist sie Pianistin gewesen, vermute ich. Zwei Soldatenkiebitze stolzieren vor meinen Schuhen auf und ab und picken an meinen gefrorenen Hosenbeinen, so nahe kommen sie erst nach Hunderten von Begegnungen. Glücklicherweise schaut Hélène nicht zu mir hin, und ich versuche, die arroganten Vögel zu verscheuchen, bevor sie sich wieder zu mir umdreht. Es ist schwierig, sich in einen anderen Menschen hineinzusetzen, obwohl diese Fähigkeit, wie Affenforscher nachgewiesen haben, angeboren ist; aber damit zurechtzukommen, in Tieren mehr als bunte, niedliche, schöne oder hässliche Descartes-Maschinchen zu sehen, ist um ein Vielfaches schwieriger. Hélène jetzt zu erklären, warum ich, nachdem ich im ersten Jahr nicht einmal mitbekam, dass im Zoo Tiere leben, plötzlich Vegetarier geworden bin, scheint mir unpassend.

«Ich bin übrigens Vegetarier!»

«Ach!»

Dabei geht es um Grundlegendes, wie immer. Ich habe zum ersten Mal überhaupt irgendwas von Tieren verstanden, als ich die Zeichnungen in der Zoologischen Sammlung sah, dann die Stillleben von Weenix und Dürer. Erst da ging mir auf, dass ich genauer hinschauen muss, die Formen, die Federn, Augen, Felle, sie bedeuten nichts und haben keinen Sinn, und dennoch ... Eine sinnlos und überflüssig überbordende Natur, die ihr Wunderwerk zum Beispiel mit unübertreffbar schönen Ornamentaugen auf der Schwingfeder des Argusfasans aufführt, der sich jetzt seitlich von Hélène auf einem Ast postiert hat.

Ich weiß nicht, was ich weiter sagen oder was ich denken soll, also sage und denke ich nichts.

Das regelmäßige Zerplatzen der Wassertropfen auf den Blät-

tern und das Zwitschern der Vögel werden gelegentlich von lautem Donnern aus einem Nebenraum übertönt. Ich weiß, was es zu bedeuten hat. Im Winter sind weiße Mäuse eine Plage hier. Einmal in der Woche werden sie von der Wärterin mit einem Stock gejagt und erschlagen. Ich sehe sie durch eine Scheibe hindurch mit irrsinnigem Jägerblick auf die Freiflughalle zu kommen. Am Knüppelende in ihrer Hand hängt blutiges Fell. Ich lege Hélène ungeduldig den Daunenmantel über die Schultern und dränge sie durch den Urwald auf den Ausgang zu. Erst in der beißenden Winterluft lasse ich ihre Schultern wieder los. Sie lässt die Arme in die Ärmel gleiten, und während sie die Mantelschnallen mit steifen Fingern umständlich schließt, begleite ich sie zum Bahnhof. Auf dieser Seite verlasse ich den Zoo sonst nie. Hélène fragt mich, ob ich mich entschieden hätte, mit ihr nach Stettin zur Beerdigung zu fahren. Ich bin immer noch unsicher, aber nicht, weil mich der Transit von Braun etwa kaltließe. Die Beerdigung ist schließlich die sicherste Methode, damit er nicht als lebender Toter umherwandert, außerdem die beste, um eine Erzählung zu Ende zu bringen. Doch sind meine Geldmittel so begrenzt, dass ich erst einen Auftrag von der Zeitung benötige und den Redakteur, für dessen Ressort ich eine Kolumne schreibe, überzeugen muss, Spesen herauszurücken.

Ich weiche einer Antwort also aus.

Hélène fragt, ob ich sie, da die Beerdigung erst in drei Tagen stattfindet, immerhin schon mal zu Brauns Mutter begleiten wolle, die sicher nicht daran teilnehmen werde. Mir fällt kein ausreichender Grund ein, auch so etwas noch zu tun, bis sie mich darauf hinweist, dass Brauns Habseligkeiten noch immer bei seiner Mutter untergestellt seien. Ich blicke in ihre verzweifelt bittenden, obgleich sicher nicht absichtsvoll traurigen Augen und stimme, ebenfalls ohne Absicht, zu.

«Machen Sie sich auf etwas gefasst, es wird schrecklicher, als

Sie es sich träumen lassen», sagt sie erleichtert oder froh oder, oder ... Zum Abschied gibt sie mir die Hand, die sie ungeachtet des eisigen Windes zuvor von dem Handschuh befreit hat. Eine Geste, die mich irritiert und das Warten auf das nächste *oder* unterbricht. «Können Sie sich vorstellen, was Braun zugestoßen ist? Sie kannten Braun zuletzt doch besser als jeder andere.» Als Schlussfrage brauchbar, aber unbequem.

Ich verspüre keine Neigung, aus einem Gestammel von semantischen Gemischtwaren den Sinn von Brauns Leben herauszulesen, und ich frage mich, warum gerade ich nach ihm gefragt werde. Ich antworte Hélène also, dass sie sich da täusche, ich hätte Braun aus einer Perspektive wahrgenommen, die den Blick nicht gerade schärfe, und Interessen verfolgt, die mir selber zum Teil verborgen seien. Außerdem würde ich mich seit meinen Erfahrungen mit Dr. Hilbert, den erwähne ich natürlich nicht, dagegen sperren, irgendwelche Notwendigkeiten aus der Vergangenheit und der Kindheit eines anderen abzuleiten. Wir lebten schließlich im Augenblick, dann erst kämen die erklärenden Worte und folglich gar nichts, nur Worte.

Hélène schaut mir zögernd in die Augen, ihre linke Iris hat eine dubiose Verfärbung am westlichen Radius. Sie hat meine Hand nicht losgelassen, als wartete sie noch auf Berührungssignale, die ihr, was ich gesagt habe, verständlich machen könnten. Eine Hand besteht, rein anatomisch betrachtet, aus 27 Knochen, 22 beweglichen Gelenken und 33 Muskeln. Die Mittel- und Fingerknochen sind fünfstrahlig angeordnet. Mit Ausnahme der Zunge verfügt der Mensch an den Fingerspitzen über die empfindlichsten Sensoren für Druck, Berührung, Schmerz und Temperatur. Ein Universalorgan, das seine Macht in der digitalen Welt verspielt, *digitus*, der Finger, schon bei den Römern hieß das Fingerrechnen *computus digitalis*, und ich löse mich aus ihrem Griff, wende mich ab und gehe zügig um den Zoo herum, aus dem schon Nachtnebel in die Straßen schleicht.

Selbstgespräche in der Nacht. Im Halbschlaf die Illusion, jedem Gedanken ein Wort unterschieben zu können, doch kommt man so nicht weiter, weil das Denken sich dann nur mit dem Wort befasst, das es ausdrücken soll.

Ich kann nichts über Braun herausfinden. Die Vergangenheit eines Toten hat nicht das Gewicht, das ihr zugesprochen wird.